

Mit Behinderung in Angola leben

Eine ethnografische Spurensuche in einer von Tretminen verletzten Gesellschaft

Bearbeitet von
Francis Müller

1. Auflage 2016. Taschenbuch. 152 S. Paperback

ISBN 978 3 8376 3480 8

Format (B x L): 19,8 x 29,7 cm

[Weitere Fachgebiete > Ethnologie, Volkskunde, Soziologie > Soziologie > Invalidität, Krankheit und Abhängigkeit: Soziale Aspekte](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Aus:

Francis Müller

Mit Behinderung in Angola leben

Eine ethnografische Spurensuche in einer von Tretminen verletzten Gesellschaft

April 2016, 152 Seiten, kart., 24,99 €, ISBN 978-3-8376-3480-8

Etwa zehn Prozent der Angolaner_innen haben eine körperliche Behinderung, was u.a. auf die Tretminen zurückzuführen ist, die im langen Bürgerkrieg exzessiv eingesetzt wurden. Francis Müllers ethnografische Recherche in Angola zeigt, dass viele Menschen mit Behinderung in Luanda individualistische Werte haben und kreative Praktiken ausüben, auch wenn sie in bitterer Armut leben: In den Musekes – den Slums in Luanda – leben die Menschen mit Behinderung örtlich sehr kleinräumig, aber zugleich in einer hohen kulturellen Diversität. Sie sind mit anderen Weltdeutungsschemata und alternativen Lebensstilen konfrontiert, was Reflexion, Kreativität und Selbst-Design begünstigt.

Der ethnografische Bericht wird eingeleitet durch eine Fotostrecke, in welcher der Angolaner Domingos Joao Pecho Bernardo seinen Alltag portraitiert, und ergänzt durch Beobachtungen von Alltagsphänomen und von Fotografien der Designerin Bitten Stetter.

Francis Müller (Dr. phil.), geb. 1968, ist Dozent für Ethnografie und Soziologie im Departement Design der Zürcher Hochschule der Künste.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3480-8

Inhalt

Dank	39
1 Einleitung	43
2 Kontext	47
Angola	47
Behinderung	54
Urbane Lebenswelten	56
3 Designethnografie	61
4 Im Feld	69
Wir möchten keine Fische verteilen, sondern Angelruten	70
Nach dem Schreiben fühle ich mich erleichtert	72
Die Bankangestellten glaubten nicht, dass eine Behinderte Geld hat	77
Ich bewege mich in einem kleinen Kontrollzentrum	79
In der Rehabilitationsklinik darf ich kochen, bei meiner Familie nicht	84
Es würde mich traurig machen, über meinen Körper zu singen	86
Ich wäre gerne Fußballtrainer, die Technik fasziniert mich	88
Ich würde gerne kochen, aber die Höhe des Rollstuhls ist hierzu unpraktisch	92
»Die berühmten Herren mit 1000 Frauen – bekamen die Thrombose«	94
Ich darf in meinem Haus nichts ändern, es ist bloß gemietet	102
Mode ist eine Kunstform, man gestaltet so seine Identität	108
Meine Freundin lenkte mich zu sehr von Kuduro ab	113
Ich war 18 Jahre alt, als chemische Bomben zu Gliederlähmungen führten	115

5 Conclusio	119
Bibliografie	127
Anhang/Experteninterviews	141
Mandu dos Santos Pinto: Kreativität in informellen Vierteln im urbanen Afrika	141
Paulo de Carvalho: Überleben erfordert Kreativität	148

1 Einleitung

Es ist ein problematisches Unterfangen, wenn körperlich Unversehrte aus der sogenannten »westlichen« bzw. »nördlichen« Hemisphäre in einem armen Subsahara-Land über Menschen mit körperlichen Behinderungen forschen. Die brutale ökonomische Disparität überschattet vieles.

Während wir dort beobachten und wieder gehen, leben die meisten der portraitierten Menschen in bitterer Armut weiter. Damit umzugehen, ist nicht einfach. Folgt man den postkolonialen Theorien, dann ist dieses Elend eine Konsequenz der einstigen europäischen Kolonialmächte, die durch ihre Vormachtstellung ein »Europa« und »die Anderen« konstruiert und die diese »Anderen« versklavt und ausgebeutet haben. Die postkolonialistischen Theorien reproduzieren jedoch teils den Eurozentrismus, den sie kritisieren, indem sie die Präsenz Europas in anderen Gesellschaften zu einem Ereignis von weltgeschichtlichem Ausmaß machen, bei dem eine Vorher-/Nachher-Dichotomie konstruiert wird (vgl. McClintock 1992: 85 f.). Man könnte hier fragen, ob Europa in der modernen Welt tatsächlich noch so wichtig ist.

Einen Umgang mit der enormen allgegenwärtigen ökonomischen Disparität zu entwickeln, ist schwierig. Auch partizipative Forschungsansätze, welche die »Begegnung auf gleicher Augenhöhe« betonen, und das Theoretisieren über Postkolonialismus in westlichen Denkstuben ändern nichts an der sozialen Ungleichheit. Aber: Diese Disparität sollte kein Grund sein, auf ein solches Forschungsprojekt zu verzichten. Die Folge wäre, dass man nur noch in den eigenen Wohlstandshabitaten feldforschen darf, was in eine selbstreferenzielle Forschung führen würde.

Was uns antreibt, ist die Neugierde, uns auf andere lebensweltliche Kontexte einzulassen. Forschung sollte sich auf »riskante« Terrains zubewegen. Gerade in Europa, wo man sich hauptsächlich nur noch mit sich selbst beschäftigt und wo das Weltbild oftmals an der EU-Außengrenze aufhört, wird die soziale Realität Subsahara-Afrikas ausgeblendet. Afrika wird nach wie vor – als Folge der europäischen Anthropologie – als Kontrast zu einer überlegenen europäischen Zivilisation beschrieben, was ein eurozentrisches Muster ist.

In den Massenmedien liest man selten etwas über Subsahara-Afrika; und wenn, dann meistens im Zusammenhang mit Genoziden, Warlords, Ebola, Kindersoldaten und Gräueltaten von Islamisten, was den oben erwähnten Stereotypisierungen folgt. Natürlich – diese schrecklichen Phänomene existieren. Aber es existiert auch viel anderes, das eben nicht thematisiert wird. Noch heute wird in fast jedem zweiten Zeitungsartikel Joseph Conrads Buch »Herz der Finsternis« zitiert, wenn es um Subsahara-Afrika geht. Subsahara-Afrika wird auch im 21. Jahrhundert noch als westliches Gegenbild zum radikal Anderen stereotypisiert, wobei so eine kulturelle Identität mit Vereinfachungen und Versatzstücken aus der Kolonialzeit konstruiert wird (vgl. Hall 1992: 185 ff.).¹ Afropessimismus ist nach wie vor verbreitet.

Andererseits gibt es seit einigen Jahren einen Afrika-Optimismus. Man hört von einem enormen Wirtschaftswachstum, vom Ende der Diktaturen und Afrika als Zentrum der digitalen Zukunft (vgl. Rajogopal/Saccetti 2015: 57). Die Credit Suisse widmet dem Kontinent im Bankmagazin den Titel »Afrika – Aufstieg eines Kontinents« (2015). Dass in Subsahara-Afrika Mittelschichten entstehen, ist eine soziale Tatsache. Der Soziologe Elísio Macamo führt den ökonomischen Aufschwung auf die Verbreitung einer religiösen Arbeitsethik zurück, wie sie in Westafrika eher in islamischen Gemeinschaften und in Nigeria und Ghana in Pfingstgemeinschaften praktiziert werden (Macamo 2011b).²

Die westlichen Bilder von Subsahara-Afrika schwanken also von einem Extrem ins andere. Insofern möchte ich mich dem Ethnologen David Signer anschließen:

»Weder war die Lage in Afrika – jenseits mythischer Verabsolutierungen – jemals hoffnungslos, noch bietet sie heute Grund zur Euphorie. So wie man sich vor fatalistischem Afropessimismus hüten sollte, so riskant sind auch Beschönigungen« (Signer 2014: 32).

Afrika dürfte im 21. Jahrhundert aufgrund des prognostizierten demografischen Wachstums durchaus eine neue geopolitische Relevanz erhalten: Der UN-Bericht

1 Samuel Huntington bezeichnet China, Japan, Indien, den Islam, Lateinamerika und den Westen als »Kulturkreise«, wobei er bei Afrika anfügt, dass dieses nur »vielleicht« ein Kulturkreis sei (Huntington 1998: 61). Zur »Erfindung« Afrikas: Mudimbe 1988, zur Geschichte und Kultursociologie des Konstrukts Afrika: Macamo 1999, zum gegenwärtigen Stand der Afrikaforschung: Neubert/Scherer 2014. Signer beantwortet die Frage, ob Afrika überhaupt eine kulturelle Entität ist, mit einem klaren Ja: Signer 2015: 16.

2 Diese These vertritt auch David Martin (2002).

*World Population Prospects. The 2015 Revision*³ besagt aufgrund von Geburtenraten, dass die Bevölkerung in Subsahara-Afrika im 21. Jahrhundert massiv wachsen, während sie in Europa schrumpfen wird. Im Jahr 2050 sollen in Angola 65 Mio., im Jahr 2100 gar 139 Mio. Menschen leben.⁴ Die wird besonders die afrikanischen Metropolen, die weltweit am schnellsten wachsen, vor große Herausforderungen stellen; zum Beispiel für die Raumplanung (dos Santos Pinto 2013: 14), das Transportsystem (Pirie 2014), die Erstellung von Infrastruktur (Simone 2014) und die Versorgung mit Nahrungsmitteln (Crush/Frayne 2014). Städte in Subsahara-Afrika sind verschiedentlich thematisiert worden (Freund 2007; Murray/Myers 2007; Myers 2011; Simone 2004; Simone/Abouhane 2005). Diese Studie möchte nicht diese soziodemografischen Trends untersuchen und sie ist auch keine Auseinandersetzung mit postkolonialistischen Theorien (vgl. Césaire 2001; Edward 2009; Fanon 2015; Kerner 2012; Marcus 2001/2009; Mbembe 2001; Said, Young 2001). Sie besteht eher darin, eine Vielzahl von Phänomenen zu recherchieren und diese zu verorten, was einem explorativen, abduktiven Verfahren entspricht (vgl. Pierce 2004: 209 ff.; Reichertz 2000/2008: 276, 2007/2012). So basiert diese Studie weder auf der Verallgemeinerung einzelner Beobachtungen (Induktion) noch auf der Verifikation bzw. Falsifikation von Hypothesen. Sie folgt Herbert Blumer und seiner Forderung zu einer »Rückkehr zur empirischen sozialen Welt« (1973: 116), für ihn »die Welt der alltäglichen Erfahrung, die obere Schicht dessen, was wir in unserem Leben sehen und im Leben anderer erkennen können« (1973: 117).

Dies bedeutet allerdings nicht, dass wir ohne Hypothesen nach Angola gingen – denn ohne Annahmen gibt es gar keinen Grund, eine Feldforschung zu starten. Wir gingen von der Annahme aus, dass die Omnipräsenz von körperlicher Behinderung aufgrund von Tretminen in Angola zu spezifischen Kulturphänomenen führt – etwa zum Kuduro-Tanz oder zum Schönheitswettbewerb »Miss Landmine«. Von der sozialen Realität und dem Alltagsleben in Angola wussten wir beträchtlich wenig.

Und wir gingen davon aus, dass körperliche Behinderung in Angola zu einer Veränderung bzw. Adaption von Alltagsgegenständen führen würde, zumal diese in der Regel ja einen Normkörper als Referenz haben (Gugutzer/Schneider 2007: 40). Diese Annahmen führten uns ins Feld, wo sie relativ schnell obsolet wurden. Das, was wir suchten – verfremdete Alltagsgegenstände –, haben wir nur in redu-

3 http://esa.un.org/unpd/wpp/Publications/Files/Key_Findings_WPP_2015.pdf (12. August 2015)

4 World Population Prospects 2015. Key findings and advanced tables. 2015 Revision: http://esa.un.org/unpd/wpp/Publications/Files/Key_Findings_WPP_2015.pdf (10. August 2015)

ziertem Maße gefunden. Auffällig hingegen ist, dass Menschen mit Behinderung in Luanda sich für Kreativität interessieren und häufig entsprechende Praktiken ausüben. Sie haben – auch wenn sie in bitterer Armut leben – einen starken Drang nach Selbstverwirklichung.

Diese Publikation ist wie folgt aufgebaut: Nach dieser Einleitung wird im Kapitel 2. der Kontext erläutert; erstens die historische und gesellschaftspolitische Situation in Angola, zweitens relevante Ansätze der *Disability Studies* und drittens das phänomenologische Theorem der *kleinen sozialen Lebenswelten*, in denen Menschen sich bewegen und die – so Benita Luckmann – in modernen bzw. urbanen Gesellschaften nur noch im Plural zu denken sind (1978).

Im folgenden Kapitel wird die ethnografische Methode im Kontext der Designforschung erläutert, wobei neben epistemologischen Fragen ein Augenmerk auf visuelles Material gelegt wird. Es folgt das 4. Kapitel »Im Feld«, das chronologisch aufgebaut ist und das auf Portraits und Interviews mit Menschen mit Behinderungen basiert. Dort sind neben Sequenzen aus dem Beobachtungsprotokoll und Interviews auch Beobachtungen von Bitten Stetter eingefügt. Im Kapitel 5 folgt eine Conclusio. Im Anhang befinden sich die Interviews mit dem Stadtplaner Mandu dos Santos Pinto und dem Soziologe Paulo de Carvalho.

Ulf Vierke vom Iwalewa-Haus, dem Afrikazentrum der Universität Bayreuth, schreibt:

»Wenn über Behinderung in Afrika geschrieben oder geredet wird, dann wird fast ausschließlich über, selten aber mit ihnen geredet« (2008: 28).⁵

Ich möchte in dieser Arbeit nicht *über* Menschen mit Behinderung in Afrika sprechen, sondern *mit* ihnen. Die Absicht besteht nicht darin, ein abgeschlossenes oder gar repräsentatives Bild zu skizzieren, sondern darin, einzelne Ausschnitte aus Lebenswelten von Menschen mit Behinderung aus Angola in den Fokus zu rücken – und so vielleicht zu einem etwas differenzierteren Bild auf Subsahara-Afrika beizutragen.

5 Als eine der wenigen Ausnahmen ist hier der angolanische Soziologe Paulo de Carvalho zu erwähnen, der narrative Interviews mit Behinderten in Luanda durchgeführt hat (2007).